

berliner szenen

Fünf Promille statt Corona

in großes Berliner Krankenhaus. Rettungsstelle. Es ist Samstagabend. Ich bin Ärztin. Das ist so etwas Ähnliches wie Arzt. Ich habe genug von Corona. So dermaßen genug, dass ich mich über jeden freue, dessen PCR-Test negativ ist. Auch über die, die stattdessen fünf Promille haben. Heute sind es vier Männer. Sie sitzen brav nebeneinander auf ihrer Liege, während die Chirurgen einem nach dem anderen die Platzwunde näht. Ohne Betäubung. „Tut das nicht weh?“, frage ich. „I wo, bei so viel Alkohol“, sagt die Chirurgen. Sie kommt aus Bayern. Die vier Männer kichern. „Waren Sie schon im CT?“, frage ich. Alle nicken brav. „Koa Blutung“, sagt die Chirurgen, „wenn i fertig bin, schick i sie dir zum ausnüchtern.“ Die Männer blicken bewundernd zu ihr auf. Ob ich nicht doch hätte Chirurgen werden sollen? Nähen ist so viel cooler als ausnüchtern. Die Chirurgen setzt einen besonders eleganten Stich, die Männer seufzen.

Mir fällt mein erster Nebenjob ein, noch zu Schulzeiten, in einer großen Anwaltskanzlei. Ich saß im Großraumbüro und sortierte Akten. Einer der Anwälte wechselte mich mit seiner Sekretärin. „Der Knopf muss angenäht werden“, sagte er und gab mir sein Jackett. Ich weiß noch, wie überrascht ich war und wie lange ich für meine Antwort brauchte. „Ich kann gar nicht nähen“, sagte ich schließlich. Die echte Sekretärin kam mir zu Hilfe. „Ich übernehme das.“ Der Anwalt nickte. Im Hinausgehen drehte er sich noch einmal um. „Das lernen Sie mal. Sonst finden Sie nie einen Mann.“ Hatte ich damals aus Trotz den Entschluss gefasst, Internistin zu werden? „Warum können Sie eigentlich nicht nähen?“, holt mich einer der Betrunkenen aus meinen Gedanken. Betont gleichgültig zucke ich mit den Schultern. „Ich habe schon einen Mann“, sage ich. Dann nehme ich die vier mit zum ausnüchtern.

Eva Mirasol

verweis

Das Musikfest als Anstoß

Jetzt geht's wieder los, die frische Konzertsaison drängt zum Einsatz, und Anstoß ist traditionell mit dem Musikfest Berlin, das man im Livestream verfolgen kann oder auch im Radio. Und vor allem da, wo sich immer noch alles entscheidet: auf'm Platz. Also live auf den Bühnen der Philharmonie, im Großen Sendesaal des RBB und im Konzerthaus. Mit Publikum, das sich bis 20. September von Gesualdo über viel Strawinsky bis in die Jetztzeit mit Heiner Goebbels und Olga Neuwirth hören kann. Auftakt am Samstag um 17 Uhr ist das Gründungskonzert des Bundesjugendchors. Es darf also sogar wieder gesungen werden.



Zwischen Designermöbeln der Nachbau eines Obdachlosenunternehmens: „#01 Berlin 2020/2021, Living Room“ Foto: Jana Sophia Nolle/VG Bildkunst Bonn

„Es gibt nichts Privateres als den Wohnraum“

Die Künstlerin Jana Sophia Nolle baut die Behausungen von Obdachlosen in den Wohnzimmern wohlhabender Menschen nach. Ihre Fotografien davon sind im Haus am Kleistpark zu sehen

Interview Maxie Fischer

taz: Frau Nolle, Ihre Fotografien folgen einem festen Schema: In der Mitte eines repräsentativen Raumes steht eine improvisierte und selbst gebaute Unterkunft. Was bedeutet „Wohnzimmer“ für die Menschen, die Sie im Laufe des Projekts getroffen haben?

Jana Sophia Nolle: Das Wohnzimmer ist ein Rückzugsort, wo wir sein können, wie wir sind. Es ist aber auch ein Raum, in dem wir Gäste empfangen und gesellig sind. Die doppelte Bedeutung von „Living Room“ als „Wohnzimmer“ und „Lebensraum“ trifft besonders auf obdachlose Menschen zu, deren Behausung Schlaf- und Wohnraum zugleich ist. Uns allen gemeinsam ist, dass wir diesen Raum gestalten. Wenn man Obdachlose sieht, denkt man vielleicht, ihre Unterkunft sei willkürlich. Meine Erfahrung ist eine andere. Unser aller Bedürfnis, sich von den Blicken der anderen zurückzuziehen oder vor Geräuschen zu schützen, lässt sich auf der Straße nicht umsetzen. Es gibt dort keine Privatsphäre.

Sie adressieren mit Ihrer Arbeit gesellschaftspolitische Probleme wie Ausgrenzung, Ungleichheit, Wohnungsnot und Gentrifizierung. Was kann Kunst hier leisten?

Gegenüber den teilnehmenden Personen ist es mir wichtig, transparent zu sein, damit alle um die Grenzen des Projekts wissen. Kunst kann die Ursachen dieser Probleme nicht lösen und ich kann das Leben der Individuen nicht ändern. Ich kann aber Themen wie Wohnungslosigkeit eine Plattform geben. Ich bin davon überzeugt, dass Künstler:innen, Gruppen und Institutionen, die sich mit sozialpolitischen Themen beschäftigen, in der Summe eine

Kraft hervorbringen können, durch die ein Dialog entstehen kann. Wir sind durch die Medien täglich mit erschreckenden Nachrichten und der immer größer werdenden Schere zwischen Arm und Reich konfrontiert. Das kann zu einer Realität werden, die die Armut um uns herum in gewisser Weise unsichtbar macht. Ich glaube, Kunst kann auf eine andere Art bewegen, den Alltag unterbrechen und die Menschen auf einer unterbewussten Ebene erreichen.

„Living Room“ ist eine Typologie von temporären Behausungen, die ein genaues Hinschauen ermöglicht, wo wir sonst oft wegschauen. Den Fotografien voraus geht ein performativer Akt, in dem Sie das Szenario für das eigentliche Bild erst herstellen. Warum haben Sie sich gegen einen dokumentarischen Ansatz entschieden?

Ich interessiere mich für die Verschachtelung von Realitäten, die so nicht zusammenkommen, aber ganz nah beieinander sind. Für meine eigenen Recherchen habe ich auch dokumentarisch fotografiert. In meinem Buch gibt es ein Kapitel mit Porträts und Abbildungen der Originalunterkünfte. Das ist für mich die Vorarbeit zur eigentlich konzeptuellen Arbeit. Ganz zentral ist der performative Akt, wenn ich mich als eine Mittlerin vom öffentlichen in den privaten Raum bewege und mich die Wohlhabenden in ihre Häuser lassen – und mit mir die Materialien, die Armut repräsentieren. Es geht nicht nur um ein Foto, es geht um mehr.

Ihr Projekt basiert auf Kooperation und Partizipation. Die Menschen teilen ihr Wissen, wählen Requisiten aus, gewähren Zugang, vermitteln Sie

weiter. Wie haben Sie die Personen für Ihr Projekt gewinnen können?

Das Wohnzimmer zu finden war das schwierigste, es gibt nichts Privateres als den Wohnraum. Es hat Jahre gedauert und bedeutet, Beziehungen aufzubauen. Viele der teilnehmenden Personen sind an Kunst interessiert, möchten Teil einer künstlerischen Arbeit sein oder haben ein ausgeprägtes Interesse an gesellschaftlichen Themen. Oft ist es die Neugier oder das soziale Engagement, das mir die Türen öffnet. Mit dem Lock-

Sorgfalt. Wie gehen Sie dabei vor und wie reagieren die involvierten Personen auf Ihre Initiative?

Ich verbringe sehr viel Zeit mit den Unbehausten, um Vertrauen aufzubauen und von ihnen zu lernen. Manche waren über mein Interesse an ihrer Unterkunft irritiert, haben dann aber Skizzen und Materiallisten erstellt. Anschließend habe ich diese Dinge, wie die meisten Obdachlosen auch, auf der Straße gesucht. Einige spezielle Sachen konnte ich nur Dank ihrer Hilfe finden, andere habe ich mit ihnen getauscht. Einige der Obdachlosen haben erzählt, dass sie unter der Situation leiden, nicht wahrgenommen zu werden. Sie verbinden mit dem Projekt den Wunsch, dass man auch sie und ihr Bedürfnis nach einem Schutzort sieht.

Das Projekt begann 2017 in San Francisco, eine Stadt mit der weltweit höchsten Milliardärsdichte, aber auch viel Obdachlosigkeit. Nun arbeiten Sie an der Fortsetzung in Berlin. Wie unterscheiden sich die Städte in ihrem Umgang mit Armut und Reichtum?

In San Francisco sind Armut als auch Reichtum extrem und auch extrem sichtbar. Die wohlhabenden liberalen Menschen, die ich in Kalifornien kennengelernt habe, gehen selbstbewusst mit ihrem Reichtum um. In Berlin hingegen gibt es eine gewisse Scham, denn Wohlstand ist immer mit der Frage verbunden, woher das Geld kommt. Im Silicon Valley sind viele durch den Tech Boom zu Geld gekommen. Dieser Reichtum wird mit Arbeit assoziiert und die Leute sind offener als jene, die reich geerbt haben. Ich habe das Gefühl, in Deutschland hält man sich eher bedeckt. Die Menschen hier rechtfertigen oder erklären

sich, warum sie reicher sind als andere. Es gibt eine gewisse Angst vor der Öffentlichkeit.

Neben Ihrer Ausbildung an der Ostkreuzschule für Fotografie haben Sie Politikwissenschaft studiert. Außerdem sind Sie als Wahlbeobachterin tätig und haben in Nepal, Myanmar, Weißrussland, Albanien und der Ukraine gearbeitet. Wie beeinflussen diese Erfahrungen ihre künstlerische Herangehensweise?

Als Wahlbeobachterin spreche ich mit der ganzen Bandbreite von Akteur:innen, die in politische Prozesse eingebunden sind: Personen in politischen Ämtern, Zivilbevölkerung oder auch bewaffnete Gruppen in Konfliktgebieten. Ich muss in der Lage sein, alle Menschen gleich zu behandeln. Diesen Grundsatz habe ich auch bei „Living Room“ verfolgt. Ich habe keinerlei Berührungspunkte, aber immer den Anspruch, allen gleich zu begegnen und nicht zu bewerten, wie sie leben.

Ausstellung Jana Sophia Nolle: „Living Room“, bis 17. Oktober, Haus am Kleistpark

Publikation Jana Sophia Nolle: „Living Room, San Francisco 2017/2018“, Kerber Verlag, Berlin 2020, 64 S., 48 Euro



Jana Sophia Nolle (*1986) hat Fotografie an der Ostkreuzschule studiert, neben der Kunst ist sie international als Wahlbeobachterin tätig.

Anzeige

NACH DEM HÖRSTURZ
VORUND MIT KATHARINA MASCHENKA HORN UND JANNE

EINE HUMORVOLL
BEWEGENDE TANZ & MUSIK
PERFORMANCE ZU
KRISEN UND IHREM POTENTIAL

TICKETS JETZT RESERVIEREN

PREMIERE
DO 2. SEPT
FR 3. SEPT
SA 4. SEPT
SO 5. SEPT

JEWELS UM 19 UHR, IM DOCK II
KASTANIENALLEE 79, 10435 BERLIN

down hat das Wohnzimmer als virenfreier Raum eine weitere Bedeutung bekommen. Das hat es mir sehr erschwert. Für mich ist die Arbeit in Berlin nicht abgeschlossen. Ich suche noch nach Wohnzimmern.

Sie rekonstruieren die temporären Bauten hinsichtlich Material und Machart mit viel